

Pflüger und Säer.

Hinter Städten, Strömen, Bergen, Wäldern, Ueberwogt von wilden Schreckensfeuern, Hin und her auf Kampfzerfetzten Feldern Pflügt und sät ein zähes Welterneuern.

Ueberm Haupt der Pflüger und der Säer Kriecht und jagt der Tod und schleudert Brände, Doch sie schreiten, immer erntenäher, Furchtlos kühn am Werk die festen Hände.

In den Gliedern zuckt ein sehnig' Eifer: Uegewalten löst der Zwang der Nöte. Wer der Stärkere, wir werden's weisen: Unser Saatwurf oder dein Getöte!

Immer so im Kampf sind sie geschritten, Faust am Pflug und Wetterbrand vor Augen. Junge Frucht, mit heiligem Blut erkritten, Glänzt im Stuerlicht auf: Ich werde taugen!

franz Diederich.

Pogromgeschichten aus Rußland.

Es war am Vorabend des letzten Passahfestes. Vor dem Laden eines jüdischen Kaufmanns in Wilna steht eine ältere Polin. Ihr zerlumpter schmutziger Kleiderrock hängt vorn bis auf den Boden. Über den Kopf hat sie ein zerklüftenes Tuch geschlagen. Unter dem Laden befindet sich ein Keller, zu dem eine Steintreppe wie in ein dunkles Loch hineinführt. Die Frau steigt in den Keller hinein, als ob sie dort unten etwas entdecken wollte. Einige Kinder in der wenig belebten Straße bleiben stehen, schauen in das Loch. Zwei Männer kommen vorbei, die Frau hält sie an, erzählt ihnen etwas. Die Männer beugen sich in den Kellerzugang hinein, auf polnisch. Die Leute werden immer erregter. Ein Mann geht einige Stufen der Kellertreppe hinab, steigt dann wieder herauf. Der Ladeninhaber wird aufmerksam, er kommt heraus. Aus den Nachbarhäusern stürzen noch mehr Juden auf die Straße. Der Vechter des Ladens spricht die Leute an, die schreien ihm wild durcheinander entgegen, stoßen mit den Armen nach ihm, zeigen auf den Keller. Von den anderen Juden erfährt man, was los ist. Die Leute wiederholen die Erzählung der Frau, im Keller läge ein ermordetes Christenkind. Ein Ritualmord!

Aus dem düsteren Mittelalter stammt die Legende, wonach die Juden gemäß ritueller Vorschrift das zum Passahfest vorgeschriebene Sauerbrot (Matze) mit dem Blut von Christenkindern tränkten. Die helle Gegenwart hat die Ausgeburt geistiger Finsternis noch nicht verschluckt. Alljährlich zur Zeit des jüdischen „Befreiungsfestes“ veranstalteten fanatisierte Mengen in Rußland Ritualmordhefen. Dabei kam es oft zu bösen Ausschreitungen, Mißhandlungen, Blünderien und selbst zu Mordtaten. Mit solchem Erfolg waren die Heber, die sich im Hintergrund hielten, zufrieden. Das Volk sollte an das Ritualmordmärchen glauben, mit daß gegen die Juden genährt werden, das genügte. Denn der Versuch, den Ritualmord als eine religiöse jüdische Einrichtung nachzuweisen, konnte den Schwindel nur zu leicht aufdecken. Selbst dann, wenn voreingenommene Richter ein Urteil zu fällen hatten und Kasse die Schuld wogte, der angeklagten Juden beschwerte. Man denke nur an den berühmtesten Beilidsprozess in Riew, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte. Die auf Ritualmord lautende Anklage brach schmachlich zusammen. Aber die Legende von der Ermordung kleiner Christeninder zu Ehren des Passahfestes tat noch weiter ihre Schuldigkeit gegen die Juden. Die russischen Reaktionäre und Kriegsheber machten, wie üblich die Juden für alles Uebel verantwortlich. Damit lenkte man die Aufmerksamkeit und Empörung der Bevölkerung ab, wenn sie Ursache hatte, über Mißwirtschaft erregt zu sein. Diesmal machten die böswilligen Heber die Juden für die kriegerischen Mißerfolge

der Russen verantwortlich. Ganz allgemein wurden sie der Spionage und des Betrags zugunsten der Deutschen beschuldigt. Der Boden für ein Ritualmordhefen war gut vorbereitet. Plötzlich, wie aus unfahbarer Dunkelheit, ohne Spur der Herkunft verbreitete sich das Gerücht: die Juden haben zum Passah ein Christenkind geschlachtet. Niemand fragte: wann, wo, wie? — Das Gerücht galt als vollgültiger Beweis. Fanatisierte röteten sich zusammen, zertrümmerten Läden, plünderten sie aus, mißhandelten die jüdischen Inhaber. Und nach kurzer Zeit wurden sämtliche Juden aus Nowno vertrieben.

Das Hehen in Wilna, in diesem Jahre, erstreckte im Beginn seines Aufstommens. Das Murren und Drohen schien schon bedenklich werden zu wollen. Vergeblich bot der Jude einen hinzugelommenen Ritualmann, die Erregten zu beruhigen, sich im Keller davon zu überzeugen, daß ihr Verdacht unbegründet sei. Der Ordnungshüter tat nichts. Da biegt um die Ecke der nächsten Straße ein Offizier. Der Jude läuft zu ihm, bittet mit großem Wortschwoll um Hilfe. Der Offizier kommt herbei, die Leute reden polnisch auf ihn ein. Jemand erhält den Auftrag, von der nächsten Polizeistation einige Schulleute zu holen. In eiligem Marsch kommen sie heran. Der Keller wird untersucht; selbstverständlich ist keine Spur von einem Ritualmord zu finden, nichts von einem geschlachteten Christenkind und abgegapfem Menschenblut. Die Menge ist beruhigt, schwappend zerstreut sie sich. Die Juden atmen erleichtert auf: Pogrome und Ritualmordhefen haben sie nun wenigstens nicht mehr zu fürchten.

Wir befinden uns in einem jüdischen Ort. Ein kleiner breit-schultriger Jude mit etwas schwammigem Gesicht, das ein ins Braue spielender Bart umrahmt, trägt eine ziemlich umfangreiche Kiste. Dabei wäre nichts Besonderliches. Der Jude ist hier Arbeiter, Handwerker, Händler, er verrichtet jede körperliche Arbeit. Aber es war an einem Schabbestage. Nach rituellem Vorschrift ist jedoch den Juden das öffentliche Tragen von Lasten, wie überhaupt jede Beschäftigung am Schabbes verboten. Und die Juden in dem besetzten Gebiet sind im allgemeinen sehr streng in der Beobachtung ritueller Gebräuche. Feinlich genau befolgen sie die vorgeschriebenen Gesetze. In starren Formen erhalten sie auch das gemohnheitsmäßig Ueberrnommene. Die Anpassung, die der Jude in den Westländern entwickelt, wodurch er mit den modernen Verhältnissen sich abfindet, ist seinem russischen Glaubensgenossen noch nicht eigen. Das wird noch kommen. Aber auch jetzt schon wissen kluge Leute den rituellen Zwang zu mildern, wenn er allzuschwer als Last und Hindernis empfunden wird. Als solche Last verspürte man das Verbot, am Schabbestag außerhalb geschlossener Räume Gegenstände zu tragen. Was sollte man machen? Das Gesetz übertreten? Nein, das durfte nicht geschehen! Heilig ist das Wort, unerleichtlich das Gebot! — Jedoch das Wort ist deutungs-fähig. Es ließ sich auslegen: „Was ist ein geschlossener Raum? — „Keine Wohnung! — „Nur meine Wohnung? — „Nein, auch mein Hof.“ — „Also kann ich auch im Hofe tragen!“ — Aber das reichte noch nicht. Der Deutler deutelt weiter: „Ist nur der Hof ein geschlossener Raum? — „Nein, auch die unmauerte Stadt.“ — „Ritibin darf man in der ganzen Stadt Gegenstände tragen.“ — Der Begriff war noch etwas zu engefaßt. — „Es muß ja keine Mauer sein, keine wirkliche Mauer, die symbolische Geschlossenheit genügt auch.“ — Nun war die Sache einfach. Man spannte eine Schnur über die Straßen am Eingang des Ortes und die Geschlossenheit des Raumes, die das Gesetz verlangt, war hergestellt. Dergleichen symbolische Mauern sah man an verschiedenen Orten und die geschäftigen Juden konnten ohne Gewissensbedenken im Orte am Schabbes Lasten tragen.

Im Kriege allerdings waren die luftigen Mauern oft in Gefahr und zuweilen wurden sie den Juden gefährlich. Deutsche Soldaten hielten die Schnüre herunter, weil sie bei Telefon- und Telegraphenanlagen störten und weil sie deren Bedeutung nicht kannten. In solchen Fällen wurden die Ortskommandanten von den Juden bestürmt, die symbolische Mauer wiederherstellen zu lassen. Wörrtiger verließ die Sache, wenn Russen die Schnüre bemerkten und sie als geheime Telefonanlagen jüdischer Spionage betrachteten. Dann gab es Strafen und Verschickungen nach Sibirien. Wilhelm Düwelle.

Kleines Feuilleton.

Die Berliner Porzellanmanufaktur.

Als ein schönes Zeichen ihrer Leistungsfähigkeit hat die Berliner Porzellanmanufaktur draußen, in der Begehstraße, dicht beim Bahnhof Tiergarten, ein neues, großes Verkaufshaus gebaut. Die äußere Gestalt ist leicht klassizistisch; das Innere beschränkt sich darauf, dem Zweck des Hauses, Porzellane zur Schau zu stellen, redlich zu dienen. Zweigeldschiff, große, helle Säle, räumig schlanke

fenster, durch die das grüne Reflexlicht der das Haus umfassenden Bäume dringt. Die tragenden Pfeiler sind ohne Schmud. Auch sonst herrscht das schmuddlose, verlässliche Weiß. Die Porzellane regieren; sie stehen auf langen Tischen, die mit violetten, grauen und grünen Decken überhangen sind. Die Wirkung ist solid und doch verführerisch. Der Reichtum der ausgestellten Modelle überwiegt, ohne zu verwirren. Eine Qualitätsmesse. Ueber solche Leistungsfähigkeit ist man erfreut; ärgert sich aber zugleich über die Gleichgültigkeit, die das deutsche Publikum noch immer diesen ausgezeichneten Berliner Porzellanen, besonders den undefinierten weißen Stücken entgegenbringt. Immer noch laufen die Leute ihre vielgeliebten bunten Bildheiten; sie finden die schlichten weißen Schüsseln und Tassen, wie sie hier in unübertrefflichen Formen zu finden sind, nicht borsehn genug. Die Gebrauchsporzellane der Berliner Manufaktur sollten die Häuser bewölkern; dies um so mehr, als sie außerordentlich preiswert sind. Man braucht nicht zu fürchten, hier nur Stücke für Millionäre zu finden; Käufer, die sich bisher nur in den billigen Bazar hineintrauten, können getroßt in den Tiergartentempel der Berliner Porzellane hineingehen.

Es ist sehr zu loben, daß die besten alten Formen des Gebrauchsporzellans, Stücke, wie sie Anfang des 19. Jahrhunderts gemacht worden sind, wieder auf den Markt gebracht werden; mit ihnen können wir beinahe ebenbürtig das beste Wegwood entbehrlich machen. Daneben wollen dann noch die Porzellane des künstlerischen Ergeizes, Figuren aller Art, amüsante Puppen, ledere Kolloto-erinnerungen angeschaut werden. In diesem bunten Reigen sind auch einige Stücke moderner Künstler, zerbrechliche Fantasien von Waderle, Amberg, Schwegerle, zärtlich zu genießen. K. Br.

Der Wiener Heldenhain.

In der letzten Sitzung des Wiener Gemeinderats wurden die Anträge des Bürgermeisters Dr. Weisskirchner auf Schaffung eines Heldenhains angenommen. Die erste Anregung dazu stammt von dem preussischen Gartenbauinspektor W. Lange, das Wiener Projekt vom Stadtbauinspektor Goldemann. Der Hain wird sich an der Stadtgrenze des Arbeiterbezirks Ottakring (Wien XVI) ausdehnen und eine Fläche von 161 000 Quadratmetern bedecken. Für die Grundankäufe wurden bisher 1 318 000 Kronen aufgewendet, weitere 30 000 Kronen dürften noch erforderlich sein. Der Waldgrund soll mit hartem Rasen bepflanzt werden, der auch das Betreten verträgt. Ein großer Kinderpielplatz soll darin Platz finden. Die Bäume sollen sieben Meter voneinander gesetzt werden. Auch ein Heldenmal soll in dem Hain Platz finden; die dichtbebaute und bereits mit zahlreichen Denkmälern geschmückte Ringstraße erscheint für ein solches Denkmal nicht mehr geeignet. In der Gemeinderatsitzung sprach sich der liberale Gemeinderat Rafer Goltz unter Weisfall gegen die Errichtung irgendwelcher stilisierter Denkmäler in dem Eichenwalde aus. Er sagte, er habe lehtsin auf der Hochfläche von La fra un gesehen, wie der Mensch des Krieges in der Natur wütle, man solle nicht auch noch sehen, wie der Mensch des Friedens mit seiner Geschamlosigkeit in der Natur wüsten könne. Ein einfaches Kreuz sei die würdigste Erinnerung in einem stillen, hehren, deutschen Gain.

Notizen.

— Vorträge. Freitag, den 30. Juni, abends 9 Uhr, hält in der Philharmonie Dr. Chatterton-Gill, der einzige für seine Heimat jetzt öffentlich in Deutschland tätige Ire, einen Vortrag über „Irland und seine Bedeutung im Weltkriege“. Dr. Chatterton-Gill ist bereits als Verfasser eines in deutscher Sprache geschriebenen Werkes über Irland hervorgetreten.

— Kunstchronik. Die Kunsthalle Wilmersdorf veranstaltet in dem Gebäude Pariser Str. 45 (am Ludwigkirchplatz) eine dauernde Ausstellung, deren Bestand nach je zwei Monaten wechselt. Die Ausstellung ist unentgeltlich täglich von 10 bis 6 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 12 bis 2 Uhr geöffnet und wird von den Mitgliedern der durch die Stadt Berlin-Wilmersdorf unterstützten „Kunsthalle“ unterhalten.

— Jhadora geht... Die Reform- und Verfassunglerin Jhadora Duncan, für die sich einst auch Berlin W. interessierte, ist aus Genf nach Amerika verzogen. Unter Hinterlassung ihrer Tanzschule von 16 jungen Mädchen, die jetzt vor dem Nichts stehen und in ihre Heimat abgeschoben werden. Es sind auch deutsche Mädchen darunter, wahrscheinlich auch Berlinerinnen. Das Heldenmädchen gab während des Krieges lächerliche Gajrotten in Paris und Liden, wo sie die Griechen vergeblich durch einen Stragentanz für den Krieg zu begeistern versuchte.

Warum?

Von Leo Tolstoj.

IV.

Mit der Gesundheit des alten Jatschewski ging es schlechter und im Jahre 1832 siedelte die ganze Familie ins Ausland über. Wanda traf in Baden einen reichen polnischen Emigranten und heiratete ihn. Die Krankheit des Alten verschlimmerte sich schnell und Anfang 1833 starb er im Auslande in Albinas Armen; seiner Frau erlaubte er nicht, sich um ihn zu kümmern; er konnte ihr bis zum letzten Augenblick den Fehler nicht verzeihen, den er begangen, als er sie geheiratet. Frau Jatschewski kehrte mit Albina in ihr Dorf zurück. Das Hauptinteresse im Leben Albinas bildete Nigurski. Er war in ihren Augen der größte Held und Märtyrer, dessen Dienst sie ihr Leben zu widmen entschlossen war. Schon vor ihrer Abreise ins Ausland war sie mit ihm in Korrespondenz getreten. Zuerst im Auftrage des Vaters, dann aus sich selbst. Nach dem Tode des Vaters und nach ihrer Rückkehr nach Rußland setzte sie den Briefwechsel fort, und als sie achtzehn Jahre alt war, erklärte sie ihrer Stiefmutter, sie habe beschlossen, nach Uralst zu Nigurski zu fahren, um ihn dort zu heiraten. Die Stiefmutter begann auf Nigurski zu schelten, weil er in eigennütziger Absicht seine schwer zu ertragende Lage dadurch zu erleichtern suchte, daß er ein reiches Mädchen umgarnet hätte und sie nun zwänge, sein unglückliches Schicksal zu teilen. Albina wurde zornig und erklärte der Stiefmutter: nur sie könne einem Manne, der alles für sein Volk geopfert, solche Gedanken unterschieben; Nigurski habe im Gegenteil die Hilfe, die sie angeboten, zurückgewiesen; und sie habe den unwiderstehlichen Entschluß gefaßt, zu ihm zu fahren und ihn zu heiraten, wenn er sie dieses Glückes würdigte. Albina war großjährig und besaß ein Vermögen von dreihunderttausend polnischen Gulden, die ein verstorbenen Onkel seinen beiden Nichten hinterlassen hatte. So konnte also nichts sie zurückhalten.

Im November 1833 verabschiedete sich Albina von den Hausbewohnern, die ihr, als ginge es in den Tod, mit Tränen das Geleit nach dem fernen unbekanntem Bezirk des barbarischen Rußland gaben; sie setzte sich mit der alten treu ererbten Wärterin Dubniska in den väterlichen Kutschschlitten, der für die weite Reise repariert war, und machte sich auf den Weg.

V.

Nigurski wohnte nicht in der Kaserne, sondern im Privatquartier. Der Kaiser Nikolai Pawlowitsch verlangte, daß die degradierten Polen nicht nur die ganze Schwere des harten Soldatenlebens ertrügen, sondern auch alle Demütigungen durchmachten, denen gemeine Soldaten damals ausgeetzt waren. Die Mehrzahl der schlichten Leute aber, die diese Befehle ausführen mußten, fühlten das Erdrückende in der Lage dieser Degradierten und vollzogen trotz der Gefahr, die damit für sie verbunden war, wo sie nur konnten, die Befehle des Kaisers nicht. Der halbgebildete, vom Gemeinen avancierte Kommandeur des Bataillons, dem Nigurski zugeteilt war, begriff die Lage des ehemals reichen, gebildeten jungen Mannes, der alles verloren hatte, empfand Mitleid mit ihm, schätzte ihn und verschaffte ihm alle möglichen Erleichterungen. Und Nigurski konnte nicht anders, als den gutmütigen Oberleutnant mit weißem Backenbart im pausböckigen Soldaten-gesicht hochschätzen, und um ihm seine Wohlthaten zu vergelten, willigte er ein, seine Söhne, die sich auf das Kadettenkorps vorbereiteten, in Mathematik und französischer Sprache zu unterrichten.

Nigurskis Leben in Uralst, das nun schon sieben Monate dauerte, war nicht nur einförmig, trostlos und langweilig, sondern auch schwer. An Bekannten hatte er außer dem Bataillonskommandeur, von dem er sich möglichst fernzuhalten suchte, nur einen verbannten Polen, einen wenig gebildeten, hinterlistigen, unangenehmen Menschen, der hier Fischhandel trieb. Die schwerste Last im Leben Nigurskis bestand aber darin, daß es ihm Mühe machte, sich an Entbehrungen zu gewöhnen. Mittel besaß er nach Einziehung seines Vermögens nicht, und er half sich nun mit dem Verkauf der goldenen Wertfachen, die ihm geblieben waren.

Die einzige und größte Freude seines Lebens nach der Verbannung war der Briefwechsel mit Albina, von der er sich aus der Zeit seines Besuchs in Koshanka eine poetische, liebe Vorstellung im Herzen bewahrt hatte, die jetzt in der Verbannung immer schöner und schöner wurde. In einem ihrer ersten Briefe fragte sie ihn unter anderem, was die Worte in seinem letzten Briefe: „Welche Wünsche und Träume er auch immer gehegt“, zu bedeuten hätten. Er antwortete, er könne ihr jetzt gestehen, daß seine Träume dahin gegangen wären, sie sein Weib nennen zu dürfen. Sie antwortete ihm, daß sie ihn liebe. Er antwortete, sie hätte besser getan, das

nicht zu schreiben, denn es sei für ihn schrecklich, an das zu denken, was hätte sein können und was jetzt unmöglich sei. Sie antwortete, es sei nicht nur möglich, sondern würde sicher eintreten. Darauf er: Er könne ihr Opfer nicht annehmen; in seiner jetzigen Lage sei das unmöglich. Bald nach diesem Brief erhielt er eine Postanweisung auf zweitausend polnische Gulden. An dem Kuwertstempel und an der Handschrift erkannte er, daß die Sendung von Albina herrührte und er erinnerte sich, daß er in einem seiner ersten Briefe in scherzhaftem Tone das Vergnügen beschrieb, das er jetzt empfände, wo er durch Stundengeben alles verdiente, was er nötig hatte — Geld für Tee, Tabak und sogar Bücher. Er legte das Geld in ein anderes Kuwert und schickte es mit einem Briefe zurück, in dem er sie bat, ihre heiligen Beziehungen nicht durch Geld zu verderben. Er hätte alles genügend, schrieb er, und sei vollkommen glücklich im Bewußtsein, eine Freundin wie sie zu besitzen. Damit ruhte ihr Briefwechsel.

Im November saß Nigurski beim Oberstleutnant und gab den Knaben Unterricht, als das Glockengeläut der näherkommenden Post ertönte. Schlittenschuhen auf dem gestrorenen Schnee knirschten und an der Treppe hielten. Die Kinder sprangen auf, um zu erfahren, wer da käme. Nigurski blieb im Zimmer, blickte auf die Tür und erwartete die Rückkehr der Kinder; aber in die Tür trat die Frau Oberstleutnant in eigener Person.

„Alan (Herr), da sind ein paar Damen gekommen, die nach Ihnen fragen,“ sagte sie. „Es müssen Landsleute sein, sie sehen wie Polen aus.“

Wenn man Nigurski gefragt hätte, ob er es für möglich hielte, daß Albina zu ihm käme, würde er gesagt haben, das sei undenkbar: in der Tiefe seines Innern aber erwartete er sie. Das Blut schoß ihm zum Herzen und er lief atemlos auf den Flur. Im Flur wickelte ein dickes pockenartiges Frauenzimmer ein Tuch vom Kopfe. Ein anderes weibliches Wesen trat in die Tür der Oberstleutnantswohnung. Als sie Schritte hinter sich hörte, wandte sie sich um. Unter der Frauenmühe strahlten die lebenslustigen, breitstehenden, glänzenden Augen Albinas mit bereiften Wimpern. Er war wie versteinert und wußte nicht, wie er sie empfangen und begrüßen sollte. „Nöse,“ rief sie und nannte ihn so, wie der Vater ihn genannt hatte, und wie sie ihn bei sich selbst nannte — schlang die Arme um seinen Hals, lehnte ihr gerötetes kaltes Gesicht gegen das feine und lachte und weinte. (Fortf. folgt.)

